

3. Epistemologische und methodische Zugänge

»Wir suchen nach Wissen, das nicht vom Phallogozentrismus (jener Wehmut nach der Präsenz des einen wahren Wortes) und von entkörperter Vision beherrscht wird, sondern von partialer Sicht und einer begrenzten Stimme. [...] Einen spezifischen Ort einzunehmen, ist der einzige Weg zu einer umfangreichen Vision.« (Haraway 1995b: 91)

Vertreterinnen feministischer Wissenschaftskritik wie Carolyn Merchant, Sandra Harding, Patricia Hill Collins und Donna Haraway stellen positivistische Wissenschaftsprogramme und ihren Anspruch der Universalität, Neutralität und Ahistorizität infrage. Sie betrachten forschende Subjekte als situiert und ihre Wahrnehmung als vermittelt. Um zu erläutern, was dies genau bedeutet, skizziere ich im Folgenden einige wesentliche Einsichten feministischer Erkenntnistheorie und Epistemologie. Daran anschließend reflektiere ich meine eigene Positionalität und die damit verbundene Situiertheit des im Rahmen dieser Studie produzierten Wissens (3.1). Des Weiteren stelle ich die methodischen Zugänge vor (3.2), beschreibe den Weg ins Feld, das Sample und die Auswertung des erhobenen Materials (3.3).

3.1 Göttliche Tricks, verkörpertes Wissen und eine partielle Perspektive

Während Erkenntnistheorien den Fragen nachgehen, was gewusst werden kann, was Erkenntnis ist und wie diese möglich ist, was Erkenntnis zum Gegenstand hat, wer als erkennendes Subjekt gelten kann und wie Wahrheit und Objektivität zu definieren sind, geht die Epistemologie noch einen Schritt weiter: Unter diesem Begriff sind »transdisziplinäre Einsichten in die vielfältigen Aspekte und Dimensionen von Erkenntnis und wissenschaftlichem Wissen und damit sowohl philosophische, historische und soziologische Fragen der Erkenntnis und des Wissens subsumierbar« (Singer 2010: 293). Feministische Epistemologie, wie die oben genannten Wissenschaftlerinnen sie vertreten, fragt nach den historischen, kulturellen und sozialen Entstehungsbedingungen von Wissen und Wissenschaft. Sie

betrachtet die Machtverhältnisse in diesem Feld und fragt, wie diese die Ordnungen des Wissens mitbestimmen. Wissen muss aus Perspektive feministischer Epistemologie als vergeschlechtlicht und als von Heteronormativität, Rassismus, Klassismus und Ableismus¹ durchdrungen betrachtet werden. »Nicht Erkenntnis und Wahrheit, sondern Wissen und Macht« (ebd.: 296) sind miteinander verknüpft, wie feministische Wissenschaftskritiker*innen seit den 1980er Jahren eindrücklich gezeigt haben. »Die ›großen Erzählungen‹ des Fortschritts, der Vernunft und der Wahrheit« (ebd.) mit ihrem universellen Anspruch auf Objektivität stellen ein bedeutsames Instrument zur (Re-)Produktion von Herrschaftsverhältnissen dar.

Bei dieser fundamentalen Kritik ließen es die feministischen Wissenschaftskritiker*innen aber nicht bewenden: Sie entwickelten eigene Theorien darüber, wie objektive Erkenntnis möglich sei. Hervorzuheben ist insbesondere das Konzept der *situated knowledges*, das Sandra Harding und Donna Haraway geprägt haben, welches einen begrenzteren und damit objektiveren Anspruch erhebt. Zentral hierfür ist die Einsicht, dass Wissenschaften »von konkreten empirischen Subjekten produziert [werden], deren Wahrnehmung keine unvermittelte sein kann. Die Wissenssubjekte sind – historisch, sozial, kulturell, ökonomisch – als situiert bzw. standortverbunden zu verstehen« (ebd.: 293). In ihrem berühmten Essay *Situierter Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive* (1995b) formuliert Haraway zur Verdeutlichung ihres Konzepts die Vision, den vermeintlich bloß ›entdeckenden‹ Blick von Wissenschaftssubjekten neu, indem sie die Körperlichkeit von Vision betont. Der androzentrischen, positivistischen Wissenschaftstradition attestiert sie »den erobernden Blick von nirgendwo« (ebd.: 80), der die Position des Wissenschaftssubjekts machtvoll verschleiert, sie körperlos und damit nicht situiert erscheinen lässt:

»Dieser Blick schreibt sich auf mythische Weise in alle markierten Körper ein und verleiht der unmarkierten Kategorie die Macht zu sehen, ohne gesehen zu werden, sowie zu repräsentieren und zugleich der Repräsentation zu entgehen. Dieser Blick bezeichnet die unmarkierte Position des Mannes und des Weißen [...]. Mir würde eine Lehre verkörperter Objektivität zusagen, die paradoxen und kritisch-feministischen Wissenschaftsprojekten Raum böte: Feministische Objektivität bedeutete dann ganz einfach *situierter Wissen*.« (Ebd., H.i.O.)

¹ Der Begriff des »Ableismus« geht auf die englischen Ausdrücke »ability« bzw. »able« zurück, dt. »Fähigkeit« bzw. »zu etwas fähig sein«. Wie die Disability Studies herausgearbeitet haben, ist die Unterscheidung von »fähigen« und »nicht fähigen Körpern« (»abled«/»disabled bodies«) eine der Leitunterscheidungen in modernen Gesellschaften (vgl. u.a. Achtelik 2015). Ableismus bezeichnet die Diskriminierung von Menschen, die als physisch und/oder psychisch beeinträchtigt markiert werden.

Die Position der Unmarkiertheit zu bekleiden, bezeichnet sie auch als »göttlichen Trick« (ebd.: 81). Dem setzt Haraway mit dem situierten Wissen eine partielle Perspektive entgegen, die anerkennt, dass der Blick auf eine sehr spezifische Weise Welten organisiert und immer vermittelt ist über die Positionierung des erkennenden Subjekts (vgl. ebd.: 83). Ähnlich wie andere Wissenschaftstheoretikerinnen, etwa Sandra Harding, geht Haraway davon aus, dass die Sicht von unten, von den Positionen der Marginalisierten aus, besser sei. Diese seien besonders sensibel für die Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die das Wissen organisieren. Ein gewichtiger Unterschied zu Harding ist jedoch ihr starkes Plädoyer dafür, die Sicht von unten nicht zu romantisieren und/oder anzueignen (vgl. ebd.: 83): »Die Standpunkte der Unterworfenen sind keine ›unschuldigen‹ Positionen« (ebd.: 84), wie Haraway betont. Sie stellt auch für marginalisierte Positionen heraus, dass diese vermittelt sind. Es geht für Haraway also gerade nicht um ein *Sein*, sondern um eine kritische, selbstreflexive Positionierung, um objektives Wissen produzieren zu können (vgl. ebd.: 87). Es ist nicht zwingend erforderlich, eine bestimmte Position selbst zu verkörpern, auch wenn dies einer partialen Perspektive zuträglich sein kann. Es geht Haraway vielmehr um Aufspaltung und ein *Sich-Verbinden* anstelle des *Seins*:

»Das erkennende Selbst ist in all seinen Gestalten partial und niemals abgeschlossen, ganz, einfach da oder ursprünglich, es ist immer konstruiert und unvollständig zusammengeflickt, und *deshalb* fähig zur Verbindung mit anderen und zu einer gemeinsamen Sichtweise ohne den Anspruch, jemand anderes zu sein. Das Versprechen der Objektivität liegt darin, daß wissenschaftlich Erkennende nicht die Subjektposition der Identität suchen, sondern die der Objektivität, d.h. der partialen Verbindung.« (Ebd.: 86, H.i.O.)

Das Anerkennen und Explizieren der Situiertheit und die Einsicht, dass Erkenntnis immer partial und contingent ist, machen aus feministischer Perspektive objektiveres Wissen aus.

Vor dem Hintergrund feministischer Epistemologie ist Positionierung also die »entscheidende wissensbegründende Praktik« (ebd.: 87). Dies bedeutet(e) für mich, meine Situiertheit während des gesamten Forschungsprozesses zu reflektieren und meine Verortung innerhalb queer_feministischer Räume, Diskurse und Praktiken zu markieren. Haraway folgend versteh'e ich es weniger als Identitätsfrage, sondern als eine spezifische Form der Verbundenheit mit den Interviewten, die sich aus meiner eigenen Verortung als queer lebender Mensch ergab. Diese Verortung umfasst queeres Begehen und meine geschlechtliche Selbstbeschreibung als queer femme², aber auch meine theoretische Hinterfragung und Kritik

2 Auf die Idee von Geschlecht als fluide und prozesshaft aufbauend bezeichnet der auf Femininität bezogene Begriff der »Femme« kein originäres Frausein, sondern ist eine politische

hetero- und cisnormativer Verhältnisse sowie die Involviertheit in widerständige politische und soziale Praktiken. Vor, in oder nach jedem der Interviews war insbesondere mein Begehr zu bzw. die Frage, ob ich selbst ein Coming-out gehabt hätte, Thema. Entweder ließ ich dies an passender Stelle einfließen oder die Interviewten fragten mich direkt danach. Oftmals – so schien es mir zumindest – ging es darum, ein Gefühl dafür zu bekommen, wie ›sicher‹ der Gesprächsraum ist, d.h. ob die Interviewten sich bspw. potentiell auf Fragen einstellen müssten, die heteronormative Vorannahmen widerspiegeln, was sie einer forschenden Person, die nicht in queeren Lebenswelten verortet ist, möglicherweise eher unterstellten. Meinem Gefühl nach waren diese Momente wichtige ›Eisbrecher‹, die Vertrauen mit sich brachten und zur Offenheit im Erzählen beitrugen. So sagte eine Interviewte auf meine Antwort hin, dass ich selbst queer verortet bin, dass sie nun ja nicht mehr befürchten müsse, für ihre familiale Lebensweise verurteilt zu werden oder auf dem Prüfstand zu stehen. Auch gab es immer wieder Fragen zu meiner geschlechtlichen Verortung. Meine Erläuterung bot Gesprächsanlässe für einige Interviewte, von ihren eigenen Überschreitungen tradierter und/oder binärer Geschlechterbilder und -praktiken zu erzählen. Einige führten aus, dass der Interviewaufruf, der sich an lesbische Paare richtete, innerhalb des diskursiv hegemonialen binären Geschlechter- und Begehrungsmodells (Frau/Mann; hetero/homo) auf sie zutreffe, die eigene Verortung aber vielfältiger sei und eine Differenzierung erforderne (siehe hierzu 3.3).

Verbundenheit stellten zudem Momente während der Gespräche her, in denen ich signalisierte, bestimmte Szene-Publikationen, -Zeitschriften, -Internetforen, -Festivals u.Ä. zu kennen und ich mich damit als Teil der LSBTIQ-Community zeigte. Rückblickend könnte dies neben einem besonderen Maß an Vertrauen und Offenheit auch manchmal einen Mangel an Explikation durch die Interviewten oder ein weniger detailliertes Nachfragen durch mich bewirkt haben, weil die Interviewten und/oder ich von (scheinbaren) Selbstverständlichkeiten und der Ähnlichkeit von bestimmten Erfahrungen ausgingen.³

Bedeutsam für Interviewsituationen bzw. die Perspektive, aus der ich das Material analysiert und diese Arbeit geschrieben habe, ist zudem meine gesellschaftlich in weiten Teilen privilegierte Positionierung als *abled*, *weiße* Person ohne Migrationserfahrung, als Akademikerin* und Angehörige* der Mittelschicht. Diese

Kategorie: ein nicht binär zuordenbarer Ausdruck von Geschlecht. Als queer femme begreife ich mich folglich als Feminitäten verkörpernd, ohne diese in einem spezifischen Geschlechtskörper verhaftet zu sehen.

3 Zur Diskussion der Vor- und Nachteile eines geteilten soziokulturellen Hintergrunds der am Forschungsprozess Beteiligten in der qualitativen Sozialforschung siehe auch Lamnek 2010: 654f.

Transparenz versteh ich auch als Übernahme von Verantwortung für das produzierte Wissen, das eine machtvolle repräsentative Praxis und keine unschuldige Rekonstruktion nicht-heterosexueller familialer Lebensweisen darstellt.

Eine partiale Perspektive bedeutet, die Involviertheit mit dem Wissensgegenstand anzuerkennen und zu explizieren:

»Vor allem beansprucht rationales Wissen nicht, frei von Engagement zu sein, etwa von überall und folglich von nirgendwo herzukommen, frei von Interpretation zu sein und davon, repräsentiert zu werden, vollkommen distanziert oder vollständig formalisierbar zu sein.« (Haraway 1995b: 90)

Haraway zufolge spielt somit auch Parteilichkeit eine wesentliche Rolle. Wissensproduktion ist eine Intervention, ein aktives Mitgestalten von Welt. Und so geht es mir darum, mit einem Wissen, das im heteronormativen Wissenschaftsbetrieb tendenziell marginalisiert ist, an die Spieltische der Wissenschaft zu treten, »wo mit hohen Einsätzen um allgemein anerkannte Wahrheiten gespielt wird« (ebd.: 77), einen Einsatz zu leisten und marginalisierte Positionen und ihre (un-)erhörten Geschichten vermehrt in sozialwissenschaftliche Diskurse um Familie, Verwandtschaft, Geschlecht und Reproduktion einzuspeisen – in eben jener Partialität der Perspektive.⁴

Warum erscheint (queer-)feministische Wissensproduktion so gefährlich? Weil es auch »um die Verbindung epistemologischer Fragen mit global orientierten politisch-ethischen Strategien der Gerechtigkeit [geht]«, neben dem »Wirklichkeits-sinn« auch um einen »Möglichkeitssinn« (Singer 2010: 300) und damit die Frage, wie eine gerechtere, lebbarere Welt aussehen könnte. Darauf komme ich im Fazit dieses Buchs zurück.

4 Selbstverständlich ist diese Möglichkeit des Einbringens nicht: Gender und Queer Studies stellen ein umkämpftes Feld dar. Ihre Legitimität wird sowohl innerhalb als auch außerhalb des Wissenschaftsbetriebs immer wieder infrage gestellt. Dies spiegeln auch Reaktionen auf mein Projekt wider, die mir während der vergangenen Jahre auf Konferenzen, in kollegialen Gesprächen sowie im Kontakt mit der lesbischen Community begegneten. So schrieb mir etwa eine ebenfalls in diesem Feld tätige Forscherin, dass bereits die Tatsache, dass eine solche Arbeit heute an einer deutschen Universität als Studie möglich sei, eine Veränderung bedeute und sie freue. An diese Rückmeldung zu meinem Projekt denke ich insbesondere dann zurück, wenn die Bereitstellung öffentlicher Gelder für Geschlechterforschung sowie feministische und queere Projekte kritisiert werden und deren Notwendigkeit nicht nur infrage gestellt, sondern ihre Legitimität verneint wird und konservative bis rechte Kräfte sie strategisch zu bekämpfen suchen.

3.2 Methodische Zugänge

Um den Deutungen und Praktiken von Reproduktion, Familie, Verwandtschaft und Geschlecht im Kontext der Nutzung von Reproduktionstechnologien durch lesbische und queere Paare nachzugehen, eignen sich explorative, qualitative Erhebungs- und Auswertungsverfahren. Ich habe mich deshalb für den methodischen Zugang der rekonstruktiven Sozialforschung entschieden. Verfahren der rekonstruktiven Sozialforschung erlauben es, die Lebenswelt von Akteur*innen detailliert und vertiefend in den Blick zu nehmen, und ermöglichen komplexe Darstellungen eines sozialen Gegenstandes. Diese Rekonstruktionen nehme ich anhand von leitfadengestützten Interviews vor.

Dass die Analyse von Interviews Aufschluss über Deutungen, Vorstellungen und Motivlagen gibt, ist in der qualitativen sozialwissenschaftlichen Forschung allgemein anerkannt. Anhand von qualitativen Interviews lässt sich darüber hinaus aber auch das implizite Wissen rekonstruieren, welches soziale *Praktiken* konstituiert. Dies hat die Soziologin Ulrike Manz an Andreas Reckwitz (2008) anschließend überzeugend herausgestellt. Mit praxeologischen⁵ Ansätzen werde meist die Methodik der teilnehmenden Beobachtung verbunden, doch sei ein rekonstruierender Zugriff auf Praktiken über Interviews durchaus möglich, wie Manz betont:

»Zwar hat der Beobachter den Vorteil, das Geschehen ›von außen‹ wahrzunehmen und aus verschiedenen Perspektiven den Gegenstand mit Hilfe analytischer Beschreibungstechniken zu erfassen. Dennoch: Die Akteurin dieser Beschreibungen bleibt die Forscherin und die Übersetzung des explizit Beobachtbaren hin zu dem zugrundeliegenden impliziten Wissen erfolgt aus ihrer Analyse des Beobachtungsmaterials.« (Manz 2013: 126)

Letztlich teilen für Manz die Methoden der Beobachtung sowie des Interviews »das methodologische Problem der Zugänglichkeit des Impliziten« (ebd.: 128), und dies müsse jeweils berücksichtigt und bearbeitet werden. Grundsätzlich ließen sich aber auch anhand von nachträglich rekonstruierten Praktiken, wie sie sich in Interviews wiederfinden, die zugrundeliegenden Wissensbestände und deren Materialisierung (sprachliche Intervention, Affekte) beleuchten (vgl. ebd.).

Darüber hinaus lässt sich, wie Ulrike Manz am empirischen Beispiel eines Gehstocks und eines Rollstuhls veranschaulicht, auch die implizite Bedeutung von Ma-

⁵ Praxeologische Ansätze stellen die Körperlichkeit und Materialität von Praktiken in den Vordergrund, um das Soziale zu beschreiben. Sie gehen auf Alfred Schütz, Harold Garfinkel, Erving Goffman und Pierre Bourdieu zurück und finden sich auch in den Überlegungen von Judith Butler, Karin Knorr-Cetina, Donna Haraway oder Karen Barad sowie weiteren Vertreter*innen der Gender Studies, Queer Studies und Feminist Science and Technology Studies wieder (siehe Kap. 2, 6 und 8).

terialitäten und Artefakten in der prozessuellen Erzeugung von sozialen Phänomenen über eine nachträgliche Rekonstruktion erschließen – wenn auch nicht im direkten Vollzug. Manz erläutert hierzu, dass eine Praxis erst über die implizite Bedeutung eines Artefakts verstehbar wird, etwa wenn ein Stock nicht einfach ein Stock, sondern als Artefakt Gebrechlichkeit und Alter symbolisiert und bestimmte Emotionen und Handlungsweisen (Scham, Verstecken) bei den Akteur*innen evoziert (vgl. ebd.: 129). Manz folgert daraus, dass einzelne Praktiken Aufschluss über soziale Ordnungen zu geben vermögen: »Insofern stecken die gesellschaftlichen Sinnbezüge in den Artefakten und damit auch in den Praktiken, sie sind als übergeordnete Ordnungsmuster auch der einzelnen Praktik inhärent« (ebd.). Damit stellt Manz die Verbindung von machttheoretischen Überlegungen und Praxis-theorien her, die für diese Arbeit ebenfalls wesentlich ist. Praktiken und die darin relevant werdenden Artefakte spiegeln vor diesem Hintergrund Ordnungsmuster wider und reproduzieren diese, können zugleich aber in einem Aneignungsprozess neu besetzt werden und als Partizipant*innen im Handlungsprozess tradierte Ordnungssysteme irritieren und unterlaufen (vgl. ebd.: 130f.).

Dass Materialitäten, Technologien, Artefakte und ihre jeweiligen Sinnbezüge eine wichtige Bedeutung in den Praktiken von Familie, Verwandtschaft, Reproduktion und Geschlecht der Interviewten entfalten, darauf wurde ich im Zuge der Erhebung, der Auswertungen und der Analyse zunehmend aufmerksam. Der Fokus auf Materialitäten ergibt sich insbesondere aus meinem Lernprozess als Forscherin*. Als *lesson from the field* verweist er auf die induktive Ausrichtung des Projekts. Das Anknüpfen an praxeologische Ansätze ermöglicht eine »material verankerte Sichtweise« (ebd.) auf die Herstellungsprozesse von Reproduktion, Familie, Verwandtschaft und Geschlecht und auch darauf, wie diese in Strukturen eingebettet sind. Die Materialität sozialer Ordnungen gerät verstärkt in den Blick. Darüber hinaus ist im Hinblick auf diese Arbeit zu ergänzen, dass einige der betrachteten Praktiken kaum anders beforscht hätten werden können. Praktiken der selbst durchgeführten Insemination etwa müssen in der Regel rekonstruiert werden.

Anspruch dieser Arbeit ist es darüber hinaus, die theoretische Dimension der empirischen Ergebnisse auszuloten, d.h. eine gegenstandsbezogene Theoriebildung vorzunehmen. Der theoriegenerierende Anspruch führt zur Grounded Theory, auf die ich mich in der Anlage des Forschungsprojekts und im Umgang mit dem empirischen Material beziehe. Die Grounded Theory geht auf Anselm Strauss und Barney Glaser zurück, die in den 1960er Jahren ein Verfahren zur Analyse von qualitativen Daten entwickelten, das den Anspruch hat, »Theorie [...] mit System aus in der Sozialforschung gewonnenen Daten abzuleiten« (Glaser/Strauss 2005 [1967]: 13), also theoriegenerierend zu arbeiten. Glasers und Strauss' Verfahren geht nicht deduktiv, d.h. hypothesenüberprüfend vor, sondern induktiv. Kategorien und theoretisierende Konzepte werden aus dem empirischen Material heraus entwickelt. Es handelt sich um einen zirkulären Prozess, in dem

die Erhebung der qualitativen Daten, ihre Analyse und Theoretisierung nicht nacheinander, sondern miteinander verschränkt erfolgt (vgl. Strauss 1998: 44ff.). So sollen bspw. nicht im Vorhinein feste Kategorien für die Fallauswahl bestimmt werden. Stattdessen soll ein »theoretisches Sampling« (Glaser/Strauss 2005: 53) vorgenommen werden, über das im Laufe des Forschungsprozesses und vor dem Hintergrund erster Auswertungen weitere, kontrastierende Fälle gesucht und fallbezogene Kategorisierungen erstellt werden. Auf diese Weise ist es möglich, Aspekte einzubeziehen, die dem forschenden Subjekt zunächst verborgen waren. Den analytischen Umgang mit dem erhobenen Material, der sich ebenfalls an der Grounded Theory orientiert, erläutere ich in Punkt 3.3 ausführlicher. Zunächst skizziere ich die gewählten Interviewverfahren sowie die verschiedenen Datensorten, die ich ergänzend in die Analyse einbezogen habe.

Zur Durchführung der Interviews mit lesbischen und queeren Paaren habe ich die Methode des »problemzentrierten Interviews« nach Witzel (1989) genutzt. Das problemzentrierte Verfahren zeichnet sich dadurch aus, dass Interviewpartner*innen nicht frei assoziieren, sondern im Gespräch »geleitet« werden und die forschende Person eine Setzung von studienrelevanten Themenbereichen über einen Interviewleitfaden vornimmt (vgl. Mayring 1990: 46ff.). Auf diese Weise ist eine grundsätzliche Vergleichbarkeit der erhobenen Daten gewährleistet. Themenkomplexe des Leitfadens waren der Prozess der Familienplanung und Familiengründung, soziale und biologische Verwandtschaft sowie die Wahl der Samenspende und ggf. die Rolle des Spenders. Darüber hinaus das Erleben von Insemination und Schwangerschaft, soziale Beziehungen, Erfahrungen in der Lebenswelt, Familienbild und Partner*innenschaft, elterliche Positionen und Aufgabenverteilungen sowie rechtliche Aspekte. Diese stellten Erzählanlässe dar und wurden bei Bedarf über Unterfragen, die ich an der Erzählweise und den Relevanzsetzungen der Interviewten orientierte, konkretisiert. Die Strukturierung des Gesprächs über das Instrument des Interviewleitfadens und die hiermit verbundene thematische Relevanzsetzung erfolgten somit nicht starr. Der Leitfaden diente eher als Orientierungsrahmen und wurde im Zuge des Forschungsprozesses auch erweitert bzw. angepasst. Darüber hinaus zeichnete sich der Leitfaden durch offene Fragen aus, sodass Raum für Aspekte blieb, die ich nicht antizipiert hatte. Eine größtmögliche Offenheit gegenüber den Vorstellungen, Motiven, Präferenzen und Praktiken der befragten Akteurinnen* war damit sichergestellt und dem Anspruch der »gegenstands- und situationsorientierten Methode« (Witzel 1982: 67) des problemzentrierten Interviews Rechnung getragen. Genau genommen handelt es sich beim problemzentrierten Interview um eine Kombination aus Induktion und Deduktion: Als forschendes Subjekt habe ich mich über Literaturstudien und die Aneignung von Fachwissen über strukturelle Rahmenbedingungen nicht-heterosexueller Reproduktion auf die Studie vorbereitet, um relevante Aspekte des zu beleuchtenden Problembereichs der sozialen Realität herauszufiltern. Dabei blieb ich gegenüber den Bedeutungs-

strukturierungen der Interviewten und damit auch für eine Modifikation von ersten theoretischen Annahmen, ein Infragestellen oder ein Verwerfen dieser, stets offen, wie es die Methode auch vorsieht (vgl. Lamnek 2010: 332ff.).

Auf den ersten Blick scheint sich das gewählte Interviewverfahren mit der Forderung der Grounded Theory nach einem induktiven Vorgehen zu reiben. Doch auch Glaser und Strauss betonen, dass die Entscheidung für einen bestimmten Forschungsgegenstand und seine Bearbeitung von apriorischen theoretischen Annahmen der forschenden Person abhänge und sich erst im Forschungsprozess der Zugang zu neuen »lokalen« Konzepten eröffne (vgl. Glaser/Strauss 2005: 53f.). Darüber hinaus liege ein Erklärungsmodell oder Konzept nicht zwingend ausschließlich in den Daten. Einsichten und Ideen speisten sich auch aus anderen Quellen oder Erfahrungen des forschenden Subjekts (vgl. ebd.: 15). Letztere können sogar »Sprungbretter für eine systematische Theoriebildung« (ebd.: 256) darstellen. Bedeutsam sei in der Herangehensweise der Grounded Theory jedoch, die Annahmen, Einsichten und Erfahrungen stets mit den erhobenen Daten in Beziehung zu setzen (vgl. ebd.: 16). Strauss beschreibt dieses In-Beziehung-Setzen zusammen mit Juliet Corbin schließlich als »Hin- und Herpendeln zwischen induktivem und deduktivem Denken« (Corbin/Strauss 1996: 89) im Erhebungs- und Analyseprozess, wobei wesentlich sei, dass die entwickelte Theorie gänzlich in den Daten verankert sei und somit aus diesen hervorgehe (vgl. ebd.: 90).⁶

Wie bereits oben dargelegt, war es mir außerdem ein wichtiges Anliegen, die Vorstellungen und Praktiken der lesbischen und queeren Paare in ihrer Einbettung in einem historisch spezifischen sozialen, kulturellen, politischen und rechtlichen Kontext zu untersuchen. Dieser prägt auf machtvolle Weise die Erfahrungen lesbischer und queerer Paare, indem bestimmte Möglichkeiten Elter(n) zu werden eröffnet und andere verwehrt werden. Zur Erfassung der strukturellen Bedingungen erweiterte ich das empirische Material erstens um leitfadengestützte Expert*inneninterviews. Unter Expert*innen verstehe ich Bogner und Menz (2005) folgend Akteur*innen, die über technisches Prozess- und Deutungswissen verfügen. Es handelt sich bei ihrem Wissen somit nicht nur um Fach- und Sonderwissen, sondern auch um Praxis- und Handlungswissen, in das divergierende Maximen des Handelns, individuelle und kollektive Entscheidungsregeln sowie soziale Deutungsmuster einfließen (vgl. ebd.: 46). Expert*innen sind zudem als Akteur*innen

6 Dass an dieser Stelle eine weitere Wissenschaftlerin, Juliet Corbin, auf die Bühne der Grounded Theory tritt, ist mit einer zunehmenden konzeptionellen Entfernung der Arbeiten von Glaser und Strauss verbunden: Während Glaser sich in seinen Folgearbeiten verstärkt den induktiven Aspekten zuwandte (Glaser 1978), entwickelte Strauss zunächst alleine (Strauss 1987), später zusammen mit Corbin (Corbin/Strauss 1990, 1996) ein pragmatistischeres, zwischen Induktion und Deduktion vermittelndes Forschungsprogramm der Grounded Theory (vgl. Strübing 2010: 4).

anzusehen, die in einem bestimmten Feld ihre Handlungsorientierungen und Maximen durchsetzen und damit, sobald dieses Wissen in der Praxis wirksam ist, die Handlungsbedingungen anderer Akteur*innen (in diesem Fall die der lesbischen und queeren Paare) wesentlich mitbestimmen und eine machtvolle Position einnehmen (vgl. Lamnek 2010: 656). Ich habe deshalb Interviews mit ausgewählten Akteur*innen geführt, die das Feld lesbischer und queerer Reproduktion in Deutschland mitgestalten und/oder Expert*innenwissen darüber besitzen: Zwei Experten aus dem medizinischen Bereich (Samenbankbetreiber), zwei Expertinnen aus dem rechtlichen Bereich (Anwältinnen mit dem Schwerpunkt Familienrecht) und drei Expertinnen aus dem zivilgesellschaftlichen Bereich (psychosoziale Beraterinnen zum Thema LSBTIQ und Elternschaft). Auch für diese Interviews habe ich Leitfäden erstellt, die sowohl auf die Generierung von Hintergrundwissen über die strukturellen Bedingungen lesbisch-queerer Reproduktion in Deutschland (rechtlich, medizinisch, zivilgesellschaftlich) als auch auf die Erfahrungen der einzelnen Expert*innen mit reproduktiven und familialen Praktiken lesbischer/queerer Frauen*paare aus ihrem Berufsalltag zielten.

Um die strukturellen Rahmenbedingungen tiefergehend zu erfassen, habe ich zweitens dokumentarische Materialien wie relevante Gesetzestexte (u.a. Embryonenschutzgesetz, Lebenspartnerschaftsgesetz) sowie Richtlinien, Stellungnahmen und Empfehlungen von ärztlichen und queeren Interessenvertretungen zur Anwendung reproduktionsmedizinischer Verfahren in Deutschland einer auf den Forschungsgegenstand fokussierten Dokumentenanalyse unterzogen. Dabei habe ich insbesondere Dokumente berücksichtigt, die für die Praktiken des Elternerwerdens der Interviewten (2005-2014) relevant waren. Auf neuere Entwicklungen gehe ich im Fazit dieser Arbeit ein.

3.3 Feldzugang, Sample und Auswertung

Um Zugang zum Feld zu erhalten, nahm ich zunächst Kontakt zu communitybasiert arbeitenden psychosozialen Berater*innen auf, die meinen Interviewaufruf weiterleiteten, etwa über Mail-Verteiler von Selbsthilfegruppen nicht-heterosexueller Personen mit Kind(ern) oder Kinderwunsch. Ich streute den Aufruf bundesweit sowohl in städtischen als auch ländlichen Kontexten, um eine größtmögliche Varianz des Samples zu erreichen. Zugangswege verliefen nach den ersten Interviews auch über die Interviewpartnerinnen* selbst, die im Anschluss ihnen bekannten Paaren mit Kind(ern) meine Anfrage übersendeten. Darüber hinaus veröffentlichte ich meinen Interviewaufruf in Online-Foren der lesbisch-queeren Community und auf verschiedenen, teils familienbezogenen Websites von LSBTIQ-Organisationen und in deren Newslettern. Schon nach relativ kurzer Zeit hatten sich über 40 Einzelpersonen und Paare bei mir gemeldet und sich zu einem Inter-

view bereit erklärt. Über diesen Rücklauf war ich überrascht und erfreut. Zugleich war er auch ein Hinweis auf die marginale Repräsentation nicht-heterosexueller Lebensweisen mit Kind(ern) in der deutschsprachigen Familienforschung und auf den Wunsch der sich meldenden Personen, dies zu verändern. Einige kontroverse Debatten im öffentlich-rechtlichen Fernsehprogramm sowie Beiträge in überregionalen Printmedien⁷ rund um die Streuung meines Interviewaufrufs befeuerten die Motivation teilzunehmen, ebenso – wie mehrere Interviewte hervorhoben – individuelle und strukturelle Diskriminierungserfahrungen und Handlungsbedarfe auf rechtlicher und gesellschaftlicher Ebene, die sie zu adressieren suchten. Meist kontaktierten die Interviewten mich per Mail oder telefonisch, manchmal meldete ich mich nach der Weitergabe eines Kontakts durch andere Interviewpartnerinnen* auch bei den Personen. Die Interviews mit den lesbischen und queeren Paaren bzw. mit Einzelpersonen aus den Paarkonstellationen wurden alle persönlich geführt. Hierfür unternahm ich über den Zeitraum von mehr als einem Jahr Reisen durch ganz Deutschland und sprach mit den Interviewten meist bei ihnen zuhause. Lediglich ein Interview fand in einem Café und ein anderes in einem Büroraum statt.

Das Zuhause der Interviewten erwies sich als am besten geeignetes Gesprächssetting, denn es bot die Möglichkeit, dass Babys und Kleinkinder relativ unproblematisch dabei sein konnten und keine externe Betreuung angefragt werden musste. Noch bedeutsamer war allerdings, dass das Zuhause einen angemessen intimen Raum darstellte für ein Sprechen über sexuelle und geschlechtliche Verortungen, das Coming-out sowie Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen in hetero- und cismaschinen Verhältnissen. Für tendenziell tabubesetzte Themen wie die Nutzung privater Samenspenden und Selbsteinseminationen oder die Beobachtung des Körpers während des Zyklus und die potentielle Verbindung der Selbsteinsemination mit Sexualität zwischen den Partnerinnen*, musste oftmals erst eine gemeinsame Sprache gefunden werden, die manchmal umgangssprachliches Vokabular (»Bechermethode«, »Scheide«, »sich lieben«) und manchmal medizinisch-förmliche Begriffe umfasste (»Insemination«, »Vagina«, »Geschlechtsverkehr«). Kichern, Lachen und bestätigende Blicke und Gesten spielten hierbei eine wichtige Rolle, um die Anspannung zu kanalisieren und die Offenheit beider Seiten für eine intime Erzählung zu klären. In einigen Gesprächen flossen auch Tränen, etwa wenn es um Verlusterfahrungen ging, weil eine Schwangerschaft frühzeitig geendet hatte oder gar nicht erst zustande gekommen war, oder wenn die Zeit nach der Geburt als krisenhaft empfunden wurde, weil sie durch eine postnatale Depression

7 Exemplarisch seien angeführt: Hart aber fair, *Papa, Papa, Kind – Homo-Ehe ohne Grenzen?* (ARD 2012); Günther Jauch, *Kinder, Steuer, Ehe – gleiches Recht für Homosexuelle?* (ARD 2013a); Anne Will, *Gleiche Rechte für Homosexuelle. Ist die Ehe nicht mehr heilig?* (ARD 2013b); Süddeutsche Zeitung Magazin, *Mama liebt Mama* (Süddeutsche Zeitung Magazin 2013).

oder schwierige Aushandlungen auf Paarebene bzw. mit dem Samenspender geprägt war. Wenn möglich, fanden die Gespräche mit beiden Partnerinnen* statt. Bei einigen Paaren wollte sich lediglich eine der beiden Partnerinnen* interviewen lassen. In diesen Fällen kann die Perspektive der Partnerin* nur über die Aussagen der interviewten Person rekonstruiert werden. Dies werde ich in der Darstellung des Materials kenntlich machen.

Der Ablauf der Interviews mit den Frauen*paaren gestaltete sich so, dass ich das Projekt kurz vorstellte und meine Motivation erläuterte, diese Arbeit zu schreiben. Ich erbat, das Gespräch digital aufzeichnen zu dürfen und wies auf die Anonymisierung des Materials hin. Außerdem gab ich den Interviewten während des Gesprächs die Möglichkeit, an bestimmten Stellen um eine weniger detailreiche Darstellung der Umstände des Elternwerdens in der veröffentlichten Arbeit zu bitten, da deren genaue Erläuterung potentiell Rückschlüsse auf die Familie zulassen würde. Die Interviews dauerten zwischen 90 Minuten und zwei Stunden. Im Anschluss erhob ich noch einige Eckdaten der Interviewten wie Alter, Beruf, geschlechtliche und sexuelle Verortung und fertigte ein Gedankenprotokoll an, das zum Teil auch in die Interpretation der Interviews einbezogen wurde.

Die Expert*inneninterviews führte ich alle in den Büros der Interviewten und auch hier erfolgte zunächst eine Vorstellung des Forschungsprojekts. Die Gespräche dauerten durchschnittlich 60-90 Minuten und ich einigte mich mit den Interviewten ebenfalls auf eine anonymisierte Darstellung des Materials.

Insgesamt führte ich in den Jahren 2013 und 2014 21 qualitative, problemzentrierte Interviews (Witzel 1989, 2000) mit lesbischen bzw. queeren Frauen*paaren, die entweder bei einer Samenbank erworbene oder private Samenspenden genutzt haben und Elternschaft zu zweit oder auch in erweiterten Konstellationen mit drei oder vier Elternteilen lebten. Die Inseminationen wurden entweder privat durchgeführt oder in gynäkologischen Settings bzw. Reproduktionskliniken innerhalb Deutschlands oder im europäischen Ausland. Manche nutzten auch eine Kombination dieser Wege. Wenn eine IVF-Behandlung erforderlich war, war ein klinisches Setting unabdingbar. Auch hier wurden Kliniken in Deutschland und transnationale Routen gewählt.

Zu allen Paarkonstellationen wurden personenbezogene Daten erhoben, etwa hinsichtlich des jeweiligen Begehrens der Partnerinnen*, der geschlechtlichen Verortungen oder möglicher Migrationserfahrungen. Bezogen auf das Begehren der Interviewten ist zu ergänzen, dass sich mein Interviewaufruf in seiner Adressierung ursprünglich an lesbische Paare richtete. Mit dieser Bezeichnung konnten sich alle Interviewten in der Beschreibung ihrer lebensweltlichen Zugehörigkeit identifizieren. Die im Rahmen der Interviews artikulierten Begehrensweisen waren aber diverser: Einige bezeichneten sich als lesbisch, anderegaben Selbstbezeichnungen wie homosexuell lebend, zu 80 Prozent lesbisch, überwiegend les-

bisch oder queer an. Queer fungierte als Beschreibung eines Begehrens, das Zweigeschlechtlichkeit überschreitet. Zum Teil nutzten sie den Begriff zudem, um ein politisches Selbstverständnis zu benennen. Geschlechtlich verorteten sich fast alle Interviewten cisgeschlechtlich und als Frau. Zwei ordneten sich der Kategorie »Frau« nur teilweise bzw. in einem erweiterten Sinne zu und beschrieben sich auch als dem nicht-binären trans* Spektrum zugehörig. Um dies auszudrücken, bezeichnete sich eine Person als »Tomboy«, eine andere als »androgyn« – der Asterisk hinter dem Begriff »Frauen« zeigt dies an.⁸

Bezüglich des Alters der Interviewpartnerinnen* ist das Sample divers: Zum Zeitpunkt der Interviews waren die lesbischen und queeren Frauen* zwischen 28 und 48 Jahren alt. Die Kinder wiederum waren zwischen 15 Wochen und 8 Jahren alt und einige Interviewpartnerinnen* waren zum zweiten oder dritten Mal schwanger. Dass die Kinder maximal 8 Jahre alt waren, war ein wichtiges Kriterium auf der Suche nach Interviewpartnerinnen*. Die Maßgabe, dass das Elternwerden längstens bis zum Jahr 2005 zurückliegen sollte, hatte den Grund, dass in diesem Jahr die Möglichkeit der Stiefkindadoption für gleichgeschlechtliche Paare in Deutschland in Kraft trat. Damit eröffnete sich erstmalig auch für die Partnerin der gebärenden Person die Option einer Position als rechtlicher Elternteil. Die zeitliche Eingrenzung stellte sicher, dass die Erfahrungen der Interviewten unter vergleichbaren strukturellen Bedingungen gemacht wurden. Zum anderen war auf diese Weise die Chance groß, dass sich die Paare noch gut an den Prozess des Elternwerdens erinnern und ihre Erfahrungen detailliert schildern konnten.

In Bezug auf die Staatsangehörigkeit ist die Zusammensetzung des Samples sehr homogen. 38 haben eine deutsche Staatsangehörigkeit und waren nicht migriert, vier waren aus westeuropäischen Ländern nach Deutschland eingewandert. Alle sind weiß positioniert. Die meisten Paare (17) wohnten in klein- bis großstädtischen Kontexten, lediglich vier Familien lebten in Orten mit 400 bis maximal 3 000 Einwohner*innen. In Bezug auf den Bildungsgrad ist festzuhalten, dass 23 Frauen* einen Hochschulabschluss hatten, drei haben zur Zeit des Interviews studiert und 16 hatten eine abgeschlossene berufliche Ausbildung. Ökonomisch gehörten sie der unteren bis gehobenen Mittelschicht an.

Über die bereits skizzierte Methode des theoretischen Samplings habe ich von den ersten Interviews ausgehend eine größtmögliche Variation der Fälle angestrebt – hinsichtlich der eingeschlagenen Wege zum Kind, der Elternkonstellationen und

8 An dieser Schreibpraxis wird häufig Kritik geübt. Die Ergänzung des Asterisks beabsichtigt jedoch nicht – wie manchmal angenommen wird – eine Trennung zwischen binär verorteten cis Frauen und trans Frauen zu evozieren, sondern soll im Kontext dieser Arbeit auf geschlechtliche Subjektpositionen verweisen, welche die Geschlechterbinarität infrage stellen, sie mit ihrer Verortung überschreiten oder sich ganz von ihr lösen wollen.

möglicher Erfahrungen mit Klassismus und Rassismus. Für die verschiedenen Reproduktionswege (Insemination im Kliniksetting oder zuhause, mit privaten Spendernasen oder medizinisch aufbereitetem, im In- oder Ausland) und die familialen Konstellationen (zwei, drei oder vier Elternteile/Bezugspersonen) ist dies gelungen. Auch wenn nach wie vor mehr als die Hälfte der Interviewten einen akademischen Abschluss hat, finden sich im Sample verhältnismäßig viele Personen mit Ausbildungsabschlüssen, was den Akademiker*innen-Bias vieler Untersuchungen aufbricht und das Forschungsfeld um nichtakademische Perspektiven erweitert. Ökonomisch verorten sich zwar alle Interviewten laut eigener Aussage in der Mittelschicht. Zugleich werden beim Blick auf das Material große Differenzen bezüglich ökonomischer Ressourcen sichtbar – zwischen denen, die fünfstellige Beträge für reproduktionsmedizinische Behandlungen ausgegeben haben und Paaren, für die das aufgrund der ökonomischen Verhältnisse keine Option war und von denen eine private Samenspende nicht (allein) aufgrund einer Präferenz für diesen Weg, sondern auch aus ökonomischer Notwendigkeit heraus gewählt wurde.

Ein starker Bias der Untersuchung ist vorhanden, was die Kategorie *race* betrifft. Es handelt sich um eine Studie, die eine weiße Perspektive auf das Thema darstellt – sowohl auf der Ebene der Forschenden als auch des empirischen Materials. Queere BPoC⁹, die mit Kindern leben, habe ich über die von mir genutzten Kanäle nicht erreicht. Migrationserfahrungen hat ebenfalls nur ein Bruchteil des Samples. Hier zeigt sich eine große Forschungslücke hinsichtlich intersektionaler Verschränkungen heteronormativer und rassistischer Machtverhältnisse auf dem Feld lesbisch-queerer Reproduktion in Deutschland, die es künftig zu füllen gilt. Zugleich stellt die Spezifität des Samples auch ein Ergebnis dar – die reproduktiven Wege und familialen Entwürfe, die Wahl- und Konsumhandlungen sowie die mehr oder minder eingeschränkten Entscheidungskorridore der Interviewten sind auch Ausdruck ihrer teils privilegierten Situiertheit und Positionalität.

Die Auswertung des erhobenen Materials orientierte sich an dem Codierverfahren und der Kategorienbildung der Grounded Theory. Die vollständig transkribierten Interviews wurden hierbei drei Analyseschritten unterzogen: dem offenen, axialen und selektiven Codieren. Beim ersten Analyseschritt, dem offenen Codieren, geht es zunächst darum, das Material aufzubrechen und zu reorganisieren: Vergleiche zu ziehen, Unterschiede und Ähnlichkeiten herauszuarbeiten und Fragen über das betrachtete Phänomen zu stellen, die dazu dienen, eigene Annahmen zu irritieren oder zu modifizieren (vgl. Corbin/Strauss 1996: 44). Die Analyse wurde in weiten Teilen nicht Zeile für Zeile vorgenommen. Stattdessen ordnete ich Sätzen oder ganzen Abschnitten Codes zu. Die Codes waren In-vivo-Codes, stammten

9 Diese Abkürzung steht für Black and People of Color. Sie findet in dieser Arbeit Verwendung, weil es sich um eine emanzipatorische (Selbst-)Bezeichnung der von Rassismus betroffenen Menschen handelt.

also aus dem Material, und hatten keinen rein deskriptiven, sondern bereits einen konzeptualisierenden Anspruch. Den zweiten Schritt des offenen Codierens stellte der Grounded-Theory-Methode folgend die Kategorisierung dar. Codes werden hierbei zu einer Gruppe zusammengefasst und eine übergeordnete Kategorie gebildet (vgl. ebd.: 47). Für den gesamten Codierungs- und Kategorisierungsprozess nutzte ich das qualitative Datenanalyse-Programm *Atlas.ti*. Außerdem erstellte ich Notizen (Memos) über die aufkommenden Fragen und die verschiedenen Dimensionen der Codes und Kategorien.

Während das offene Codieren dem Aufbrechen und Reorganisieren des empirischen Materials dient, ist das Ziel des axialen Codierens, die erstellten Kategorien in Beziehung zueinander zu setzen, sie zu interpretieren und zu erklären. Kontexte, Handlungsstrategien, Praktiken und Implikationen der betrachteten Phänomene wurden formuliert (vgl. ebd.: 76) und eine Fülle an Deutungs- und Handlungsmustern erarbeitet. Es handelt sich nicht um eine starre Abfolge – die Modi des offenen und des axialen Codierens wurden im Wechsel genutzt. Beim selektiven Codieren stand schließlich im Vordergrund, die Kategorien in eine Grounded Theory zu integrieren und eine abstraktere Analyseebene einzunehmen (vgl. ebd.: 95). Zentrale Kategorien habe ich systematisch in eine Beziehung zueinander gesetzt und den »roten Faden der Geschichte« (ebd.: 98) ermittelt – sogenannte »Kernkategorien« (ebd.). Dieser Schritt bedeutete auch eine Entscheidung vorzunehmen, welche Aspekte ich als forschende Person in dieser Studie hervorhebe und welche Kategorien und Konzepte eher sekundär Eingang in die Arbeit finden oder in deren Rahmen nicht weiterverfolgt werden können (vgl. ebd.: 99). Zu den drei empirischen Schwerpunkten der Arbeit habe ich jeweils eine Kernkategorie gebildet, unter der ich das Material analytisch betrachtet habe: »Reproduktion und Verwandtschaft als bio-sozio-materielle Praktiken«, »Grenzprojekt Familie« und »Mama, Mapa, Elter sein«. Interpretationen und Konzeptualisierungen, die im gesamten Prozess entstanden, wurden in fallbezogenen Gesamtauswertungen zusammengefasst. Die Interpretation erfolgte teils allein, teils aber auch im Rahmen des Kolloquiums am Arbeitsbereich Biotechnologie, Natur und Gesellschaft des Instituts für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt, im Kontext einer selbstorganisierten Interpretationsgruppe und einer Doc-AG sowie gemeinsam mit der Arbeitsgruppe »Gender und Elternschaft« an der University of Applied Sciences Frankfurt.

Die Expert*inneninterviews und (standes-)rechtlichen Dokumente habe ich ebenfalls einer Codierung und Inhaltsanalyse unterzogen und sie immer wieder in Beziehung zu den Interviews mit lesbischen und queeren Paaren gesetzt, um strukturelle Bedingungen und Kontextwissen mit den Praktiken der Akteurinnen* zusammenzudenken. Insbesondere das folgende Kapitel, in dem es um heteronormative Regulierungen von Reproduktion und Praktiken der Aneignung geht, spiegelt diese Verschränkung im Kontext der Analyse wider.

